

boten haben, konnten hier nicht geklärt werden. Und die ebenfalls vernachlässigte Berücksichtigung der Kommunikatorseite könnte ebenso einen weiteren interessanten Ansatzpunkt bieten.

Die Studie von Jörg Hagenah stellt mit allen beschriebenen Defiziten und Stärken einen mutigen Schritt in die richtige Richtung zu einem theoretisch und vor allem empirisch bislang kaum bearbeiteten Forschungsfeld dar. Nicht nur, aber auch in Ermangelung vergleichbarer Analysen wird man die Untersuchung aufmerksam zur Kenntnis nehmen müssen, wenn man sich auf das komplizierte Gebiet der sportmedialen Publikums- und Wirkungsforschung wagt.

Michael Schaffrath

Martin R. Schütz

Journalistische Tugenden

Leitplanken einer Standesethik

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2003. – 250 S.

ISBN 3-531-14088-4

Dies ist ein notwendiges, interessantes, hilfreiches Buch über journalistische Ethik. Solch ein Buch kann – jedenfalls zurzeit – wohl nur ein Schweizer schreiben; solch ein Buch kann wohl nur ein Schweizer Journalist schreiben. Das sind Stereotype, aber sie stimmen.

In der Schweiz macht man sich immer noch Gedanken darüber, was wir verlieren, wenn der Journalismus seine Maßstäbe preisgibt und vollends zu einer Branche von Unterhaltungskünstlern wird, in der nur der (vermeintliche) Publikumerfolg zählt. Das ist in Deutschland anders – auch wenn der Nachbar allmählich dieselben strukturellen Probleme bekommt, die sich hier wie dort (Fall Borer) als affärenanfällig erweisen. Doch bei uns regt sich kaum noch jemand darüber auf, dass die Nachrichtenmedien zunehmend infotainisiert werden – zumal (immer mehr) Medien- und Kommunikationswissenschaftler eifertig dabei mitwirken, die Grenzen zur Unterhaltung zur Disposition zu stellen, weil sie verzopft, frauenfeindlich und generell publikumsfremd seien. Aus demselben Fach – freilich mit dezidiert „philosophischem“ Hintergrund – stammen andererseits auch jene Ethikhelfer, die auf Letztbegründungen (auch) beim einschlägigen Diskurs

im Journalismus pochen und vor praktischen Problemen in eine verquaste „Metaethik“ emigrieren.

Der Journalist Martin Schütz, Redakteur bei der Schweizerischen Depeschagentur, tut in seiner Dissertation, mit der er an der Universität Basel promoviert wurde, genau das Gegenteil von all dem. Er stellt sich den Herausforderungen und den Fallen, die auf denjenigen lauern, der hier konkret wird. Allen Ernstes, und das gleich zu Anfang, verspricht er, nicht für moralische Schwierigkeiten im Journalismus sensibilisieren, sondern Lösungsansätze aufzeigen und Orientierungshilfen für den Alltag geben zu wollen. Das soll nicht auf eine geschlossene Systematik für eine Standesethik hinauslaufen; der Autor bekennt sich offen zum Applikationscharakter seines Unternehmens. Und das immerhin in einer Doktorarbeit, also einer Textsorte *sui generis*.

Martin Schütz arbeitet sehr bewusst mit der Metapher der Brücke – zwischen der journalistischen Praxis, die er erfahren, und der praktischen Philosophie, die er offenbar gründlich studiert hat. In der Mitte der Brücke bezieht er seinen persönlichen Standpunkt, den er geradezu bekennerhaft immer wieder deutlich macht. Von hier aus hat er den Überblick, um sein ehrgeiziges Projekt zu realisieren, zweieinhalb tausend Jahre Philosophiegeschichte für eine moderne Tugendlehre des Journalismus zu nutzen.

Dabei hat Schütz vor allem drei wichtige Helfer: den römischen Philosophen Seneca, den US-amerikanischen Sozialphilosophen Michael Walzer und den tschechisch-deutschen Journalisten Egon Erwin Kisch. Ein Seneca-Zitat bildet die Grundmelodie der Arbeit – und die finde ich ausgesprochen sympathisch und hilfreich für die Ethik-Lehre: Dass die Philosophie zugleich eine theoretische und praktische Wissenschaft ist (was nicht allen „Medienethikern“ klar zu sein scheint), und dass man nur dann für den Einzelfall gewappnet ist, wenn einem vernünftige Möglichkeiten sozusagen für alle Fälle vermittelt worden sind.

Der Rekurs auf Walzer nutzt die Einsicht, dass sich Gesellschaftskritik – und dazu gehören Medienkritik und Medienethik – auf Werte beziehen muss, die in einer Gesellschaft anerkannt sind und von den Menschen geteilt werden. Kisch schließlich liefert mit seinem professionellen und ethischen Versagen beim „Debüt am Mühlenfeuer“ die konkrete Folie,

auf der Schütz seine „journalistischen Tugenden“ demonstriert und systematisiert. Auf diesen Klassiker kommt er immer wieder zurück; er bildet den roten Faden in einem Netz von Informationen und Reflexionen, die dem Leser vor allem dann einige Anstrengungen abverlangen, wenn sie sich in schier unendlichen Fußnoten verlieren, in die alle möglichen (und z. T. auch ziemlich entlegenen) Lesefrüchte eingeflossen sind. Hier ist der Autor zumindest formal nah bei den Usancen von Dissertationen. Seine Sprache hingegen ist oft die des Leitartiklers, und seine Argumentation ist es auch. Das macht das Buch natürlich anfechtbar.

Schütz geht an den vielen Stellen, wo er Erkenntnisse abliefern, ein hohes Risiko ein. Mit mancher Bemerkung macht er es Kritikern leicht – zumal jenen, die (eher in Deutschland als in der Schweiz) das Geschäft des Journalismus längst nur noch mit einer großen Portion Zynismus betrachten.

Den jedoch leistet sich der Verfasser gerade nicht. Er ist der festen Überzeugung, dass ein ethisch sauberer und professioneller Journalismus essenziell ist für das Funktionieren einer Demokratie. Deshalb setzt er – hier ganz nahe bei Neil Postman – auf Literalität, und sieht das Wirken des Fernsehens mit besonderer Skepsis. Und deshalb setzt er sich in einem eigenen Kapitel sehr kritisch mit dem auseinander, was wir inzwischen ziemlich widerstandslos hinzunehmen uns leisten: der „Boulevardisierung“. Sie macht, so führt er vor und demonstriert es eingehend am Fall des ehemaligen Schweizer Botschafters in Berlin („Blick“-Schlagzeile: „Borer und die nackte Frau“), das Private öffentlich: durch Homestories, einen äußerlichen Themenmix und das Mittel der Skandalisierung, wobei das Ganze eine hochgradig selbstreferenzielle Veranstaltung der einschlägigen Medien ist.

Bis hierhin hat sich Martin R. Schütz ausreichend mit Material bewaffnet (inklusive einiger Redundanzen und Abschweifungen), um nun auf der Basis des gewählten Ansatzes mittlerer Reichweite die große Kant-Frage „Was soll ich tun?“ konkret in Angriff zu nehmen. Zur „Komplexitätsreduktion“ werden sieben Tugenden – die vier platonischen Kardinaltugenden Weisheit, Tapferkeit, Besonnenheit und Gerechtigkeit sowie Klugheit, Offenheit und Wahrhaftigkeit – in Hinblick auf ihren praktisch-normativen Charakter entfaltet, wobei immer wieder in kundiger Weise die Bedingungen und Möglichkeiten für das moralische

Handeln von Journalisten und damit der Doppelcharakter von Medien ins Spiel gebracht werden. Dies ist (auch vom Umfang her) das zentrale Kapitel der Arbeit; es ist mit dem programmatischen Titel „Medienschaffende als Teil der Öffentlichkeit“ überschrieben.

Dieses Programm scheint als Tugendlehre zumindest auf den ersten Blick ein ziemlich kühnes Unterfangen zu sein, und tatsächlich klemmt der Versuch immer mal wieder, hier das Allgemeine und das Spezifische zusammenzubringen. Oder, um die Metapher des Untertitels aufzugreifen: Einige Male werden die „Leitplanken“, die zum Schutz gegen (moralische) Abstürze montiert werden sollen, zumindest touchiert. Dies gilt z. B. für die Wahrhaftigkeit, mit der man wohl differenzierter umgehen muss – gerade wenn man sich zuvor ein ganzes Kapitel lang erkenntnistheoretisch und praktisch-konstruktivistisch mit der Frage beschäftigt hat, wie wirklich die Wirklichkeit ist und wie wichtig wir sie (im Journalismus der „Medien-Gesellschaft“) nehmen müssen.

Trotz der – durchaus schwammigen und, wie zu erwarten, schwer operationalisierbaren – Tugendbegriffe, die der Autor nur mit Mühe bündigt, gelingen ihm dann aber zahlreiche spannende Einsichten, etwa zur Transparenz von Quellen als Ausdruck von Offenheit. Da geht es nicht rundum um verallgemeinerbare Aussagen als Basis für berufsethische Entscheidungen im Journalismus, und das war ja auch nicht der Anspruch.

Schütz hat aber, nah an der Praxis und doch über die einzelne Situation hinausreichend, so manches anzubieten, was den ethischen Diskurs stimuliert. Er fordert vom Journalismus und seinen Akteuren ein durchaus individual-ethisches Programm, eine soziale Orientierung und hohe Professionalität, und er kann das begründen. Journalisten sollen, so lautet das Credo im Rahmen der Tugend „Gerechtigkeit“, ihren Beruf im Interesse gleicher Kommunikationschancen der Bürgerinnen und Bürger und nach allen Regeln der Kunst betreiben.

So radikal – und streckenweise auch so unbekümmert – wie Martin R. Schütz hat noch niemand im deutschsprachigen Raum ein an Normen orientiertes Nachdenken über journalistisches Handeln eingefordert. Das passt nicht in die Zeit, aber es kann dabei helfen, den Journalismus zu bewahren, den wir brauchen.

Siegfried Weischenberg